Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Artikel: Adolf Vögtlins Leben und Schaffen
Autor: Oswald, Josef
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572028

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

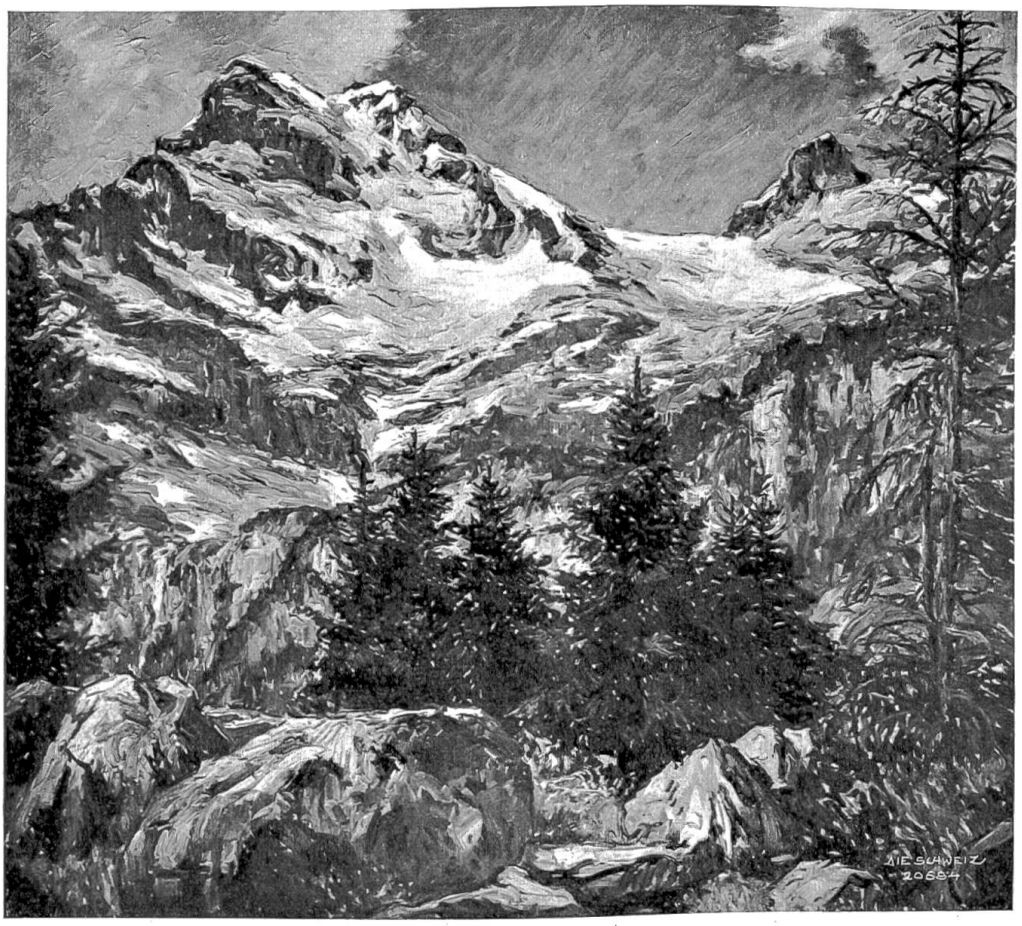
Adolf Vögtlins Leben und Schaffen.

Zu seinem 60. Geburtstag am 25. Februar.

Von Josef Oswald, Wiesbaden.

Reich an Kämpfen und Mühen war das Leben, worauf der Brugger Adolf Vögtlin zurückblickt, aber auch an Mut und Fleiß, und wenn ihm die Jahre mit Anerkennung und Widerhall gelohnt haben, so verbleibt ihm noch immer das Beste in seinem um Pläne nie verlegenen Jünglingsgeist gepaart mit Manneskraft, um sie zu bewältigen. In einer Umwelt, die weit mehr geeignet war, dichterische Ursprünglichkeit zu wecken, als ein zum Nachtreten verurteiltes Talent schöngeistig anzuregen, ist er unter sechs Geschwistern aufgewachsen, indem er, gleich ihnen, frühzeitig in der väterlichen Bäckerei, Gast- und Landwirtschaft Hand anlegen mußte. Mochte er der Mutter, die in ruhigem Alter mit Vorliebe Hebel, Gotthelf und Keller las, seine Fabulierlust verdanken, so sah er in dem Vater das Muster eines willensstarken, rechtschaffenen, durch Rat und Tat Achtung gebietenden Bürgers, dem nacheifernd der Knabe beizeiten die männliche Kunst übte, sich selbst sein Schicksal zu schaffen. Da die Bezirksschule ihm ein pedantischer Lehrer verleidete, vertauschte er sie mit der Seidenfärberei des älteren Bruders. Hier, „bei der Arbeit an der Dampftrommel wie beim Indigokessel," heißt es in seinem Lebenslauf, fing er an, „Verse zu stottern und zu singen". Ein Weihnachtsgedicht von ihm veranlaßte seinen Schwager (der Vater war inzwischen gestorben), ihn für das Studium zu retten. Mit Lust und Kraft wurde das Versäumte nachgeholt, so daß er ohne Zeitverlust im Gymnasium zu Aarau (1881) das Reifezeugnis erlangte. In Genf vervollkommnete er sich in der französischen Sprache; doch regte sich bald wieder der Selbständigkeitstrieb. Die in England weilende Geliebte war der Magnet, der ihn in London anderthalb Jahre als Lehrer festhielt. Nachdem er daheim der Militärpflicht genügt hatte und Offizier geworden war, nachdem er in Basel an den Lippen Jakob Burckhardts gehangen und zu Füßen Johannes Volkelts, Wackernagels und Behaghels gesessen, erwarb er in Straßburg den Doktorhut (1886). Seitdem war er im Schulamt tätig: vierzehn Jahre lang an der Basler Realschule, vier am Küsnachter Staatsseminar, von 1904 ab ist er Professor der deutschen Sprache und Literatur am Oberen Gymnasium in Zürich, wo die seit zwei Jahrzehnten von ihm geleitete Monatsschrift der Pestalozzigesellschaft „Am Häuslichen Herd" herauskommt.

So stark war jederzeit das Literarische in ihm, daß es überall aus dem festen Pflichtgemäuer seiner Lebensburg hervorsprießt, bald grüner, granitverkleidender Efeu, bald Lenzblüten und Sommerblumen, womit die heitern Lüfte spielen. Wenn der Redaktor, wo die Mitarbeiter versagten, aus Eigenem geben mußte, wobei er gern Günstlinge seiner Sprachkenntnisse in sein geliebtes Deutsch übertrug, sogar mit drei Maupassantbändchen („Der Regenschirm", „Pariser Abenteuer" und „Sie winkt") eigens hervortrat, hat der Schulmann nicht umsonst in den Seminarien der Germanistik gesessen und namentlich seinen Scholaren eine treffliche „Geschichte der deutschen Dichtung" geliefert. Vor allem aber ließ er, soweit der Beruf es verstattete, dem Drang einer in allen Farben blühenden Dichterflora freie Bahn. Auch bei Poeten von Eigenart zeigen sich oft kleine Familienähnlichkeiten mit großen Vorbildern. Das ist z. B. bei Erzählern der Fall, die ab und zu, ich möchte sagen in einer sprachlichen Gebärde, etwas Kellerisches haben. Zu ihnen gehört Vögtlin nicht. Seine an den Stoffbereich der „Sieben Legenden" erinnernde Novelle „Titianus und der Teufel" (1888) ist eine Ausnahme, die nichts beweist. Er hat Keller in anderer Weise gedient, indem er später ein Büchlein Anekdoten, zum Teil unmittelbar aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft, zusammengestellt hat. Uebrigens sollte insbesondere Meyer für Vögtlin bestimmend gewesen sein; — etwa weil er ihm seinen Erstling „Meister Hansjakob" (1891) widmen durfte, weil er von Meyer dem Leipziger Verleger H. Haeßel



Fritz Oßwald, Horgen.

Rotstock. Oelgemälde.
Phot. H. Wild, Horgen.

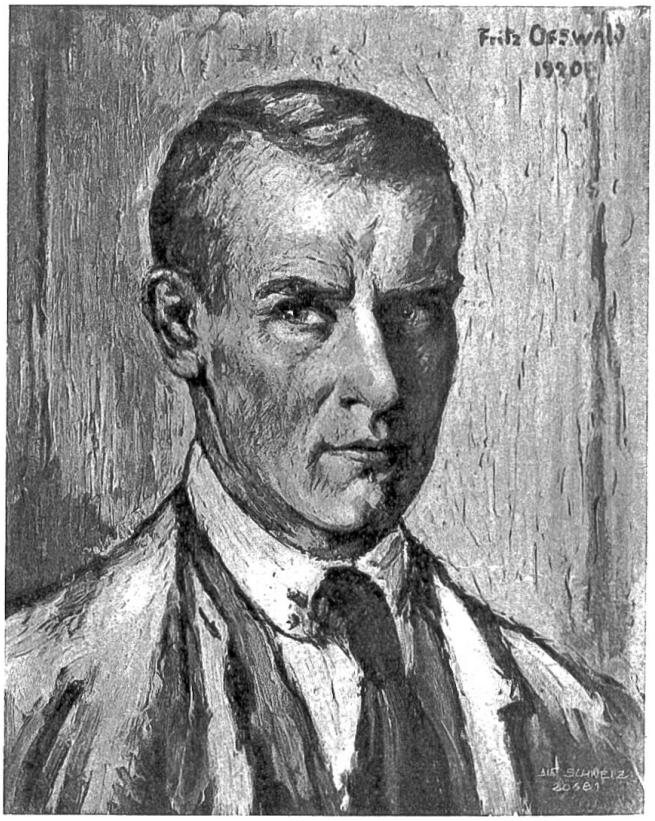
empfohlen wurde? Nicht mehr hat Vögtlin mit Meyer gemein als seine Neigung für das Reformationsgeschichtliche. Sein „Hansjakob" hört ungefähr da auf, wo „Jürg Jenatsch" beginnt. Offenbar war „Hansjakob" der glücklichste Fund, worauf der junge Dichter stoßen konnte: ein heimatlicher Stoff mit einer zu kulturgeschichtlicher Ausmalung lockenden Handlung, dazu eine selbsterlebte Stimmung atmend, die ihn begierig in den Konfessionshader tauchen ließ, darüber ihm doch der Naturreiz des Landes wie ein heiliger Friedensport winkte. Froh mochte er sich in dieser Geschichtswelt dem unnachahmlichen Meister nahe fühlen; doch auch dieser mochte seine Freude haben an den kecken, derbjugendlichen Pinselstrichen.

Die Idee des „Hansjakob" und der folgenden Novellen „Sephora" (1891) und „Sein großer Freund" (1894) in der Sammlung „Heilige Menschen" wächst sich zu einer beherrschenden Richtung aus, wobei das Ewige in der Menschenbrust gegen das Zeitlich-Getrübte im Religionswesen ausgespielt wird. In der ersten mittelalterlichen Novelle, die er einen Theologen bei einer Verhandlung über die Aufnahme der Israeliten in das aargauische Bürgerrecht (1863) erzählen läßt, erscheint weder Priester noch Magistrat, sondern die dunkle Masse als die treibende Macht, während das grelle Widerspiel von Licht und Schatten in der Umgebung der Heldin deren Schicksal um so ergreifender macht. Denn kein optimistisches Begraben der Feindschaft in Freundschaft, wie zwischen Abt und Stadthaupt im „Hansjakob" ist das Ende: vielmehr fordert die unglückliche Sephora die ganze Folgerichtigkeit der entfesselten Leidenschaft heraus, da sie ihre Person dem Martertod preisgibt. „Sein großer Freund" führt den Dichter in die moderne Welt. Eine Frömmigkeit, die sich in der besonderen Obhut des Himmels fühlt, wird ins Gebet genommen und in eine gewisse Beziehung zu einem Vorfall gebracht, der zum Teil auch Walther Siegfried bei seinem „Tino Moralt" (1890) vorgeschwebt hat. Die Zeit war noch nicht gekommen, um den mit tragischer Meisterschaft gebotenen Karl-Stauffer-Stoff in ein psychologisches Kunstwerk zu verwandeln, wie es in der Folge Wilhelm Schäfer unternahm. Die beiden Schweizerpoeten ergingen sich in einem freien Spiel mit dem Thema. Siegfried, den Tatsachen vorauseilend, hält sich an das unbefriedigte Künstlertum und läßt seine im einzelnen feine, doch durch Handlungsarmut ermüdende Darstellung in einer Wahnsinnsschilderung ausklingen, ideal im Vergleich mit dem Brandgeruch der Hölle, der die wirkliche Katastrophe umwittern sollte. Vögtlin macht aus dem Künstler einen Gelehrten, rückt jedoch durch dessen Eheirrung mit einer Lydianatur näher an das Vorbild heran, während er uns an die undankbare Konventiklergeschichte in straffer Erzählung fesselt, bis der Abgrund zwischen Gottesfreundschaft und drastischem Wahnwitz sich menschlich erhellt. Dabei ist bemerkenswert, daß Nietzsches Philosophie wohl zum erstenmal in der Novellistik die Gevatterrolle bei einer schönen Sünde-

Adolf Vögtlin.

rin übernimmt, nachdem kurz vorher in Widmanns Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse“ (1893) die neue Lehre eine etwas lustspielartige Abfertigung erfahren hatte. Diese Poeten verfügten über ganz andere mittelbare Erinnerungen an den zum Umwerter aller Werte gewordenen Basler Altphilologen als die deutschen Literaten, die eben erst durch den „Fall Wagner“ (1888) und die „Götzendämmerung“ (1889) sich feuilletonistisch mit ihm zu beschäftigen begannen.

Da der Erzähler einmal auf dem Boden der Neuzeit stand, verließ er ihn nicht mehr. Durchaus in der Gegenwart wurzelnd, von keinem schweifenden Formtriebe abgelenkt, hatte er hauptsächlich auf das Sinnbildliche der Vergangenheit es abgesehen, deren aktuelle Beziehungen verblassen mußten, sobald der Quell unmittelbaren Anschauens und Erlebens hervorgebrochen war. Freilich, wer kommt von der Vergangenheit los, die ja schon mit der nächsten Sekunde beginnt. Ihm tat sich jetzt die Welt seiner ersten Jugend auf, dieses wahre Märchenreich der Poeten. In dem gesunden Rausch, den die Mischung von Wirklichkeit und Einbildungskraft erzeugt, geriet er in eine fröhliche Pädagogik, minder umfänglich als die David Copperfieldsche, auch in Humor und Weisheit von eigenem Schlag. Allein so wenig „Das Vaterwort“ (1897) den Zauber der Kindheit erschöpft — und welches Erinnerungsbuch vermöchte das? — so enthält es doch so Tieferlebtes, um wie der Lieblingsvorwurf eines Malers zur Wiederholung in einer andern Beleuchtung und Anordnung zu locken. So schrieb er die Novelle „Jugendliebe“ (in der gleichnamigen Sammlung). Sie zeigt neue und sehr interessante Seiten, doch die anziehende Gliederung und Geschlossenheit in der Komposition eignet dem „Vaterwort“, dem unter seinen Dichtungen bisher der stärkste Erfolg zuteil geworden ist: Sechsundzwanzig Auflagen, während „Sephora“ in der Sonderausgabe erst mit der achtzehnten kommt.



Fritz Oßwald. Horgen. **Selbstbildnis.** Oelgemälde.

Im übrigen haben auch seine Bücher ihre Schicksale. So verdient dieser Anklang, so unverdient ist der mäßige einiger seiner Hauptwerke, in erster Linie der Erzählung „Das neue Gewissen“ (1897). Eine Dorfgeschichte. Die Vereinigung von Weinbau, Ackerwirtschaft und Viehzucht verrät einen gesegneten Landstrich. Auseinanderlaufende politische Sympathien vertieft der Deutsch-Französische Krieg. Die Spannung greift auf den Konflikt über, worin der Held kommt, da er der sterbenden Mutter versprechen mußte, seinem Herzensbunde zugunsten einer Versorgungsehe zu entsagen. Während er aus der Unfreiheit des Versprechens die natürliche Folgerung zieht und dadurch die ganze Grausamkeit seiner Widersacher entfesselt, so daß das halbe Dorf über sein „neues Gewissen“ zetert, kommt zu dem äußern ein innerer Gegensatz. Denn aus anderem Holze geschnitzt als seine Mitbürger, verzehrt sich der Held, dessen Bildungstrieb

noch weit von Natur gewordener Kultur entfernt ist, in einem Zwiespalt von Neigung und Pietät. Verborgene Gefühlswiderstände erwachen und machen die Ehe mit der Geliebten unfroh und unfruchtbar. Als künstlerischer Hintergrund zeichnet sich der Naturalismus ab, der seinen Tribut forderte. Selten aber ist dieser poetischer entrichtet worden als durch die keusche Entschleierung von Gattengeheimnissen, wobei gleichsam eine drückende Nebellandschaft sich zu einer sonnigen Gottesau erhellt. Unter den Gestalten möchte ich nicht zuletzt die in den Tod getriebene Ungeliebte nennen.

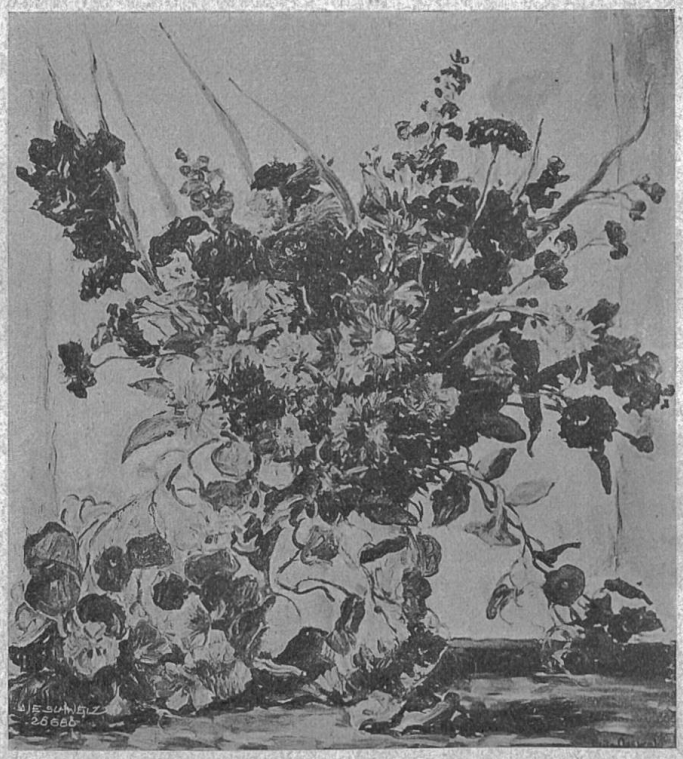
Nicht einmal zu einer zweiten Auflage, wie diese Erzählung, hat es die aus einem Dutzend Novellen bestehende Sammlung „Liebesdienste" (1904) gebracht. Und doch ist dieses Werk, gegenüber der organischen Einheitlichkeit der Dorfgeschichte, ein würdiges Gegenstück an Motivreichtum. Jede Geschichte hat ihr eigenes Gesicht, fast alle sind fesselnd. Mit dem elegischen Reiz des menschlichen Dokumentes: „Jenny, die Jüngste" kontrastiert die blühende Sinnlichkeit in „Liebesdienst". Auch die kleineren harmlosen Novellen wirken überwiegend mit der Ursprünglichkeit, die sich aus der Vertiefung in eigene Erlebnisse oder der Einfühlung in Umweltbeobachtungen ergibt. Ohne Natürlichkeiten ängstlich auszuweichen, ist Vögtlins Realismus voll Idealität, begreift er im Aesthetischen das Sittliche, indes ein sexualethischer Trieb ihn das Eheproblem im bräutlichen Vorhof zu erfassen heißt, dort, wo sich die glückliche Herzenswahl aus dem Sinnen- und Seelentumult vollziehen soll. Unverkennbar ist seine Vorliebe für Lehrer und Pfarrer, sowohl als Gegenstände der Erzählung wie namentlich auch als Erzähler. Es hängt das zusammen mit seiner Kinderliebe, mit dem weit geöffneten Beobachtungsfeld dieser Menschenbildner und ihrer unmittelbaren Einwirkung auf Geist und Gemüt. Die „Liebesdienste" setzt die Novellen- und Skizzensammlung „Jugendliebe" (1907) fort, die „Pfarrherrn-Geschichten" (1912) vereinen früher Gebotenes mit neu Hinzugekommenem. Unter dem Titel: „Heimliche Sieger" (1918, 13. Tausend) erschienen als erster Teil einer noch fortzusetzenden Serie zwei Knabengeschichten, fein und ansprechend vorgetragen, heiter und idyllisch die eine, die andere zum Leben bestimmenden Schicksalszug steigernd, was ein Jugendunglück im Gemüt wachgerufen hat.

Seine volkstümlichen Motive und der nicht weniger kennzeichnende Optimismus und Idealismus, worin er selbst den Ausdruck „des persönlichen Sieges über die eigenen Verkehrtheiten und Unzulänglichkeiten wie die Ränke der Umwelt" erblickt, finden sich verstärkt in der großen Erzählung „Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale" (1910). Wenn hier die Handlung eine beinahe den halben Erdball umschließende Ellipse vorstellt, so heißen die das Eirund bildenden Kegelschnitte: Raum und Zeit besiegende Liebestreue des Helden und fester Glaube der Heldin an seinen ethischen Wert, trotz gegenteiligen Anscheins. Wie wenig auch in diesem Werke der Dichter ein Fremder ist, ist er doch einigermaßen ein anderer, und zwar im Stil. Ein Zufall hatte ihn mit eines Weitgereisten Tagebuch bekannt gemacht, dessen kaleidoskopisch wechselnde Schauplätze und in allen Farben des Interesses spielende Romanhaftigkeit ihn schöpferisch anregten. Frische und Unmittelbarkeit strömten aus dieser Quelle den Landschafts- und Kulturbildern zu; allein es mochte sich auch empfehlen, den naturwüchsigen Reiz des romantischen, nichts weniger als bedenklichen Selbstbiographen möglichst zu wahren. Je größer dadurch die Schwierigkeit wurde, ihn ohne Brüche und Verrenkungen emporwachsen zu lassen zu der von der Dichtung geforderten geistigen und sittlichen Höhe, um so schöner vollendete sich, im Sinne des Chorus mysticus, dieser Bildungsroman eines modernen Odysseus.

Wie überhaupt der Schweizer Dichtung, ist die dramatische Muse Vögtlins Schmerzenskind. Es kann nicht so sehr ein Kunstmangel sein, was die einheimischen Erzähler voll Männlichkeit und plastischer Kraft hindert, auf der Bühne festen Fuß zu fassen. Es muß an einem äußern Mangel liegen. Sie stehen vor einem üblen Dilemma. Wollten sie das dramatische Gefäß, gleich dem epischen, mit

schweizerischer Eigenart füllen, so fehlten die Schenkbuben, es geschickt zu kredenzen. Denn was an ständigen Bühnen im Lande ist, hängt ja von den deutschen Schauspielern ab, die, wenn etwa in einem sozialen Drama der tragische Laut auf das natürlichste, d. h. in der Mundart sich äußert, das Publikum zu homerischem Gelächter brächten. Wenden sie sich dagegen an die Fest- und Volksbühne, darüber der Kern des klassischen Schwaben glänzt, so heißt es, sie möchten Texte zur Komposition liefern; denn im allgemeinen ist doch die Musik hier Trumpf. Vögtlin hat zunächst einen Charakterschwank „Der Kujon" (1901) und ein satirisches Spiel „Prinz Adebar, der Klapperstorch" (1906) veröffentlicht.

Die beiden Stücke zeigen, daß sein Humor der Auswirkung in einem komischen Genre fähig ist. Die Novelle „Der Kujon" in der Sammlung „Liebesdienste" ist wohl als Studie zu dem Schwank zu betrachten. So wenig bedeutend die beiden Dramen auch sein mögen, so besitzen sie, besonders das erste, so viel komische Kraft, daß man mitunter herzlich lacht. Ein höheres Ziel steckte er sich mit dem Volksdrama „Hans Waldmann" (1914), worin er den Sieger von Murten und Nancy als Zürcher Bürgermeister in jenem Schlußstadium zeigt, da auf ihn das Wort geprägt worden: „Ich bin Papst, Kaiser und König!" Haß und Neid umlauern ihn; mit dem innern Parteienwirrwarr verschlingt sich der Zwiespalt zwischen Stadt und Land. Es gab nur ein Mittel, daß dieser robuste Politiker verklungener Zeiten uns mit Furcht und Mitleid erfülle: Vögtlin hat es ergriffen, indem er in ihm einen rein menschlichen Kern bloßlegt. Ungerecht angeklagt, zu stolz zur Flucht, sühnt Waldmann mit seinem Tode den Tod, den er einst unrechtmäßig über seinen Luzerner Widersacher verhängt hat. Das Stück wurde bekanntlich verschiedentlich im Züricher Stadttheater aufgeführt.



Fritz Oßwald, Horgen. **Herbstblumen.** Oelgemälde.

Schon 1901 hatte Vögtlin in dem Buche „Stimmen und Gestalten" seine Lyrik gesammelt, die an das bewährte Rezept sich hält: Allgemeingültiges in individueller Form. Seine stärkste Seite verleugnet sich so wenig, daß gerade die Abteilung „Bilder und Gestalten" reich an Treffern ist, worin ganz eigenartig Lyrisches sich mit Epischem gattet und aus den Tiefen der Persönlichkeit es beseelt, wie, um nur eins zu nennen, in dem Poem „Die erste Weihnacht". Doch auch die andern Abschnitte: „Liebe", „Stimmen", „Natur" sind in ihrer gesunden Gefühls- und Gedankenwelt voll kräftiger Wesenheit, und wenn die Heimat nur mit wenigen Gelegenheitsdichtungen bedacht wird, so spricht das für die Innerlichkeit seiner Vaterlandsliebe. Die Schlußstrophe „An Helvetia" bildet eine seiner glücklichsten Selbstoffenbarungen:

Was sind denn Worte? Schöne Blüten,
Die schon die nächste Sonne bleicht!
Laß meinen Geist, den hocherglühten,
Den segnend nun dein Blick bestreicht,
Nur einmal schöne Früchte reifen,
Nach denen deine Besten greifen,
Im Sonnenschein geduldiger Ruh'!...
Dann drücke mir die Augen zu!

□ □ □